

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 10

Artikel: Geliebtes Deutsch
Autor: Hanselmann, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160731>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

GELIEBTES DEUTSCH

VON HEINRICH HANSELMANN

Wenn ich sage: geliebtes Deutsch, so geschieht es deshalb, weil meine Muttersprache das Deutsche, das heißt das Schwizertütsch ist. Ob das, was ich im folgenden zu sagen und zu klagen habe, auch für andere Sprachen Geltung habe, das mögen andere entscheiden.

Wie viele Worte und Sätze erinnern mich an die geliebte Mutter, die mir einst die erste Verständnisbrücke zur Welt gebaut hat, eine bis heute tragfähig gebliebene, wenn auch im Laufe meines Lebens erheblich erweiterte Brücke. Die Mutter ist gestorben, ihre Sprache aber lebt in mir fort. Und ich habe wohl die Liebe zur Mutter auf ihre Sprache übertragen. Darum tut mir jeder Mißbrauch und jede Mißachtung der Muttersprache weh.

Diesen Mißbrauch und diese Mißachtung aber muß ich beinahe täglich in den Kreisen und Ständen, in denen sich mein Leben bewegt, schmerzlich erleben. Ich muß hören und lesen, daß so viele Männer, Frauen und Kinder nicht mehr reines Deutsch, reines Schwizertütsch sprechen und schreiben können oder es nicht wollen.

Ich bin den Gründen nachgegangen und habe festgestellt, daß sie mehrfach und verschiedenartig sind.

Der große Lärm der Welt hat die einzelmenschliche Sprache immer mehr verstummen lassen; Apparate und Maschinen übertönen die eigene Ausdrucksfreude. Die vertraute Sprache, die uns die Mutter lehrte, ist immer mehr zerfallen in Sprachen der Berufe, der Ämter, der Wissenschaft, der Kunst und der Technik. Wir sind entmutigt worden, da noch mitzureden, weil wir, wenn wir ehrlich geblieben sind, solche Sprachen nicht mehr verstehen und darum selbst immer mehr verstummen, auch dann, wenn für die Erhaltung unseres seelischen Gleichgewichtes eine Aussprache und ein Gespräch innerstes Bedürfnis wäre.

Auf die Gefahr hin, als «Sprachreiniger» belächelt zu werden, möchte ich zuerst darauf hinweisen, daß unsere Schriftsprache, wie sie uns in Zeitungen und Büchern der Lebenslehre begegnet, aber auch die Rede in belehrenden Vorträgen mit Fremdwörtern dermaßen durchsetzt ist, daß der «durchschnittliche» Leser und Zuhörer nicht mehr imstande ist, ohne ein Wörterbuch in der Hand, folgen zu können. Man möchte vielleicht entgegnen, daß eine ganze Reihe von Lehnwörtern aus verschiedenen Fremdsprachen in unserer Umgangssprache und namentlich im politischen Gespräch im Gebrauch sind, deren Sinn eindeutig von jedermann verstanden werde; sie seien «eingedeutscht» und so werde es nach und nach mit den heute noch etwas «fremdklingenden Wörtern» auch gehen. — Wir müssen aber unterscheiden jene entlehnten

Wörter, die Namen für neuartige Dinge der unmittelbaren Anschauung sind (Telegraph, Telephon, Auto, Velo, Radio, Kino usw.), von jenen andern, denen die Anschaubarkeit fehlt (Nation, Demokratie, Aristokratie, Plutokratie, Intellektualismus, Kommunismus und alle ismen). Man nehme sich die Mühe, gelegentlich nachzuprüfen, was der vorstellungsmäßige und der denkmäßige Inhalt bei verschiedenen Menschen dieser zweiten Gruppe, die solche Worte brauchen, ist.

In einer Sonntagsausgabe einer großen Tageszeitung habe ich mir angestrichen: immanent, humanbiologisch, Spontanéität, Resourcen, metaphysich, Restitution, Apologet, authentisch, multilateral, Potential, Phase, Dissoziation, Struktur, Mentalität, Zivilisation, Kultur, legitim, Rationalismus, Polemik, dionysisch, trivial, Epigone, Byzantinismus, Ethos, esoterisch, Utopie, sub specie aeternitatis.

Dabei handelt es sich um Aufsätze verschiedener Verfasser, welche aber offenbar alle von der Absicht geleitet waren, Belehrung an alle Leser zu richten. Sie hätten den Sinn aller dieser Fremdworte auch mit deutschen Worten sagen können, wenn sie dies — mit ernsthafter Anstrengung — gewollt hätten. Warum haben sie es nicht getan? — Einer unter ihnen, ein guter Bekannter, den ich harmlos fragen konnte, entgegnete mir beinahe entrüstet: «Wir schreiben eben nicht für jedermann» und rief Nietzsche zum Zeugen an: «Man will nicht nur verstanden werden, wenn man schreibt, sondern ebenso gewiß auch nicht verstanden werden. Es ist noch ganz und gar kein Einwand gegen ein Buch, wenn irgend jemand es unverständlich findet: vielleicht gehörte eben dies zur Absicht seines Schreibers — er wollte nicht von ‚irgend jemand‘ verstanden werden... Alle feineren Gesetze eines Stils haben da ihren Ursprung: sie halten zugleich ferne, sie schaffen Distanz, sie verbieten ‚den Eingang‘, das Verständnis...» (Fröhliche Wissenschaft).

Man mag Nietzsche durchaus recht geben, wenn er einen Unterschied in der Schreibweise fordert, je nachdem sie sich an das «Volk» oder an den Fachgenossen wendet, volkstümlich-«populär» oder gelehrt-wissenschaftlich ist. Eine Zeitung aber wendet sich an das Volk, an jedermann, auch an Leser, die weder die Sekundarschule noch das Gymnasium zu besuchen die Möglichkeit hatten, aber dennoch gescheit und bildungshungrig sein können. Auch sie will ein Zeitungsartikel oder eine Rede beeinflussen durch «Aufklärung» und in der Gesinnungsbildung. Sie wirbt ja auch recht angelegtlich um diese Lesergruppe, namentlich vor Wahlen und Abstimmungen. In der Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Verständnisgrad der «Ungebildeten» liegt also eine Nichtbeachtung und eine — hoffentlich unbewußte — Verachtung eines großen Teiles des Volkes, an den man sich zu gewissen Zeiten, unter gewissen Umständen und in bestimmter Absicht doch auch wendet. In einer Demokratie (Volksherrschaft) sind «alle für einen und ist einer für alle» verantwortlich, namentlich wenn dieser eine als Lehrer und Erzieher des

Volkes oder als Politiker schreibt und spricht. «Auf dem Wege zum Licht lasset keinen zurück!»

Schon seltener ganz unbewußt ist ein anderer Beweggrund am Werke, wenn ein Schreiber oder Redner für das Volk Fremdworte gebraucht: es ist die Eitelkeit des Eingebildeten! Er will seinen Lesern und Zuhörern seine «Bildung» von oben herab vormachen. Er merkt freilich nicht, daß er gerade dadurch, wie jeder Prahlhans, seine Minderwertigkeitsgefühle, seine Unsicherheit verrät. Vielleicht aber flieht er in Fremdworte in seiner Angst, bei einem deutschen und allen verständlichen Worte einmal ernstgenommen werden zu können.

Wir betonen noch einmal, daß dies alles nur gilt für die Umgangssprache, nicht aber für die Sprache der Fachleute der Wissenschaft, der Künstler untereinander und nicht für die Dichter in ihrem literarischen Gespräch.

Wenn aber der Mensch zum Menschen, nicht der Fachmann zum Fachmann spricht, dann muß er erstens selbst klar wissen und verantworten, was er zu sagen hat und zweitens Rücksicht nehmen auf die Verständnismöglichkeit beim andern. Darum rede und schreibe er Muttersprache! Denn auch dann noch ist die Gefahr des Mißverständnisses naheliegend. Worte sind Sinnbilder und Namen für Vorstellungen und Vorstellungsreihen, für Gefühle und für Strebungen. Sie sind un durchsichtigen Gefäß en vergleichbar, die wir einander reichen. Sie sind von Mensch zu Mensch verschiedenartig angefüllt mit ganz persönlichen Erlebnisinhalten. Ein einfaches Beispiel: Ein Freund, aufgewachsen in der Großstadt, hat in seinem Wort «Kalb» als Inhalt nur Fleischerladen und Kalbsbraten, den er in verschiedenen Zubereitungsarten über alles liebt. Bei mir aber, auf dem Lande aufgewachsen, weckt das gleiche Wort «Kalb» eine Fülle von Erinnerungen und Gefühlen aus der Kindheit: Sorge bei der Geburt des Kälbchens, seine drolligen Steh- und Gehversuche, sein Trinkungestüm, die munteren Sprünge beim ersten Weidgang, die Stunden voll Wehmut und Schaudern, wenn der Metzger das liebe Tier holte oder die Freude, wenn der Vater bestimmte, daß wir es behalten und aufziehen würden. Ist es da verwunderlich, wenn mein Freund und ich uns mißverstehen im gleichen Wort? Ist es nicht viel eher ein Wunder, daß wir Menschen uns trotz der ganz verschiedenartig gefüllten oder den fast leeren Wortgefäß en überhaupt verstehen, namentlich wenn es sich um Worte handelt, welche nicht anschauliche Dinge, sondern Denk-, Gefühls- und Strebensgebilde benennen, wie Geist, Herz, Seele, Ewigkeit, Gott, Frömmigkeit? — Kein Wunder aber ist es darum, daß wir uns oft rasch und eindeutig verstehen, wenn wir schweigen und «nur» mit Blicken, Mienen, Gebärden und mit der äußerlich wahrnehmbaren Haltung unser Inneres zum Ausdruck bringen.

Wer zum Mitmenschen wörtlich und schriftlich spricht, sei es unterhaltend, belehrend, bittend oder befehlend, trägt große Verantwortung

und übernimmt ernsthafte Verpflichtungen. Wer dies nicht einzusehen vermag, sollte lieber schweigen, um nicht ins Schwätzen zu geraten. «Reden Sie nicht soviel, sagen Sie etwas Bestimmtes», mahnte ein Professor einen unsicheren Kandidaten im Examen. Diese Mahnung gilt auch für unsere Umgangssprache ganz allgemein, wenn wir die vielen unsinnigen Worte und Redewendungen auf der Straße und im geselligen Verkehr anhören müssen: wahnsinnig schön, gut; schlüssendlich; unendlich; nie; immer; unzählig; wunderbar gutschmeckend; supermaximal schön; höllisch; himmlisch usw. Solche Sprachtorheiten wirken vor allem in der Kinderstube geradezu verhängnisvoll, weil schon das Kleinkind die elterliche Rede nicht zu erhören vermag und ihr darum später nicht mehr gehorchen mag.

Darf ich wagen, meine Ausführungen heiter zu schließen, mit einer Mitteilung, einem Rat und mit einem Erlebnis?

Die Mitteilung: Ein Universitätsprofessor leitete seine öffentlichen Vorträge manchmal so ein: «Meine Zuhörer! Ich werde mich in meinen Darlegungen bemühen, keine Fremdworte zu gebrauchen, sondern versuchen, deutsch und deutlich zu reden. Damit laufe ich Gefahr, von Ihnen verstanden zu werden. Sie aber werden sagen, daß ja alles, was ich zu sagen habe, „selbstverständlich“ und „unwissenschaftlich“ sei. Und so besteht für Sie die Gefahr, daß Sie meinen, es sei das, was Sie selbst verstanden haben, auch schon selbst getan, durch die Selbstverständlichkeit also abgetan.»

Der Rat: Man schreibe beim Lesen von Büchern und Zeitschriften alle Fremdwörter auf ein besonderes Blatt heraus, denke erstens über deren Sinn geruhsam nach, prüfe an Hand eines Wörterbuches das eigene bisherige Wissen oder das Nichtwissen und versuche drittens, ob man imstande sei, ein deutsches Wort an die Stelle des Fremdwortes zu setzen. Was man so als ein heiteres Spiel begonnen hat, wird bald seinen ganzen Ernst erweisen.

Das Erlebnis: Ein dreijähriger Bub kommt polternd und schreiend aus dem Garten ins großväterliche Haus und ruft (in seiner Erregung die Abmachung vergessend, daß Buben zwei Sprachen sprechen sollten, die eine auf dem Spielplatz, die andere hinter dem Gartentörchen): «Au, Opa, chumm use ge luege, chaibe säuglatt!» — Er hatte im Garten einen Igel gefunden. — Nachdem wir das Tierchen weidlich betrachtet hatten, begann ein freundliches Verhör: was heißt chaibe, was glatt, was säuglatt? Der Junge zog verlegen die Schultern hoch, gab zu, daß alle drei Worte ganz und gar nicht zum Igel passen und hörte die Mahnung, erst zu denken und dann zu reden, nachdenklich an. Dann aber sagte er aufatmend: «Aber weißt Opa, wenn ich soviel denken muß, kann ich ja gar nicht mehr soviel reden.» Und der Großvater dachte schmunzelnd: «Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!»